



W

Dietlind Köhncke

DIE WÖRTER SAMMLERIN

Erzählung



Die Wörtersammlerin  Reihe: 21

Die Deutsche Nationalbibliothek – CIP-Einheitsaufnahme.
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet dieses Buch
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Erste Auflage 2014
© Größenwahn Verlag Frankfurt am Main, 2014
www.groessenwahn-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten.
ISBN: 978-3-942223-86-7
eISBN: 978-3-942223-87-4

Dietlind Köhncke

Die Wörtersammlerin

Eine deutsche Kindheit

Erzählung





IMPRESSUM

Die Wörtersammlerin

Reihe: **21**

Autorin

Dietlind Köhncke

Seitengestaltung

Größenwahn Verlag Frankfurt am Main

Schriften

Constantia und *Lucida Calligraphy*

Covergestaltung

Marti O'Sigma

Coverbild

Marti O'Sigma, neue Gestaltung-Grafik
inspiriert aus Brigitte-Spezialheft Nr.1, 1959

Lektorat

Regine Ries

Druck und Bindung

Print Group Sp.z.o.o. Szczecin (Stettin)

Größenwahn Verlag Frankfurt am Main

August 2014

ISBN: 978-3-942223-86-7

eISBN: 978-3-942223-87-4

I N H A L T

7	LILIBETH
15	STIEFMÜTTERCHEN
19	WEIHNACHTSPLÄTZCHEN
23	KÖNIGSKUCHEN
28	GEBURTSTAG
34	UNSERE STRASSE
38	DER BLAUE STUHL
41	DER DOKTOR
43	LÄUSE
48	MANN AN DER TÜR
51	ONKEL HANS
55	DAS ROTE BUCH
60	SEIDE
64	WASSERFALL
68	SPIELEN
73	ZUCKEREI
77	WEISSE MÄUSE
82	DIE TUCKE
88	SCHUBKARRE
95	FAHRRAD
101	FLÖTE UND MESSER
108	GELD
113	PETERSILIENSUPPENKRAUT
118	KINDERCHOR
122	TEUFELSBRATEN
126	KLINGELTOUR
131	SCHAUKEL MIT ÜBERSCHLAG
137	DIE OHRFEIGE
143	RIGOLETTO
149	ZWEI WUNDER
157	BIOGRAPHISCHES

Der Krieg hört nicht auf«, sagt Mutter beim »Frühstück und schaut uns mit ihren blauen Augen traurig an, »wir müssen aus Berlin raus.«

Wenn sie so schaut, werde ich auch traurig, aber ich will nicht weg.

»Ich komme doch in die Schule, ich habe schon einen Ranzen, wir können nicht wegfahren.«

»Die Kinder aus der Schule«, sagt Sonja, »werden alle evakuiert, auch die aus meiner Klasse.« Sonja ist schon richtig groß und kommt nach den Sommerferien in die dritte Klasse. Sie benutzt Wörter, die ich nicht kenne. »Sie können hier nicht bleiben, sie werden weggeschickt, und wir müssen auch weg«, erklärt sie mir. Trotzdem will ich nicht und stampfe mit dem Fuß auf.

»Wir fahren mit dem Zug aufs Land«, sagt Mutter, »das ist bestimmt schön und dort gibt es auch eine Schule.«

»Schön«, ruft Bärbel und will runter von Mutters Schoß. Sie hat von nichts eine Ahnung, so klein wie sie ist, grad mal drei Jahre alt.

»Hör zu, Lily«, sagt Mutter und fasst mich an den Händen, »wir fahren mit dem Zug nach Ostpreußen, da gibt es kein Sirenengeheul und wir sind wieder sicher. Großmutter kommt mit und Tante Dora auch, nur Großvater bleibt in Berlin. Er muss arbeiten und passt auf die Wohnung auf.«

Wenn Tante Dora mitkommt, dann freue ich mich vielleicht doch. Sie ist viel jünger als meine Mutter, fast wie eine große Schwester, und immer lustig. Tante Dora will studieren und Lehrerin werden. Vielleicht gehen wir dann mal zusammen in die Schule.

Und dann bringt uns der Zug zu einem Ort, der heißt Zöpel, und von dort fahren wir mit einem Leiterwagen bis zu dem Bauernhof, auf dem wir wohnen sollen. Mutter sagt, ich hätte im Zug ganz viel geschlafen, mit meinem weißen Teddy im Arm. Aber nun ist es doch nicht schön. Überall nur Felder und das Dorf ist weit weg von dem Hof. Warum müssen wir alle in einem Verschlag unter dem Dach schlafen, wo die Mäuse nachts herumlaufen? Und warum ist der Bauer so unfreundlich zu uns? Ich kann kaum verstehen, was er redet. Die Wörter, die aus seinem Mund fallen, klingen ganz anders als bei uns, so als ob man sie breit tritt. Großmutter sagt, er hätte uns aufnehmen müssen. Ich glaube, er ärgert sich, weil wir keine Verwandten von

ihm sind und aus der Stadt kommen. Aber wir können doch nichts dafür, dass die Bomben hinter uns her sind.

Ich höre die Erwachsenen oft miteinander flüstern, wenn sie denken, wir schlafen schon. Großmutter und Tante Dora sprechen ganz viel mit meiner Mutter, die öfter wegfährt und nicht sagt wohin. Aber ich weiß, was ich weiß. Dass nämlich mein Vater seit damals nicht zurückgekommen ist. Ich glaube, dass sie ihn jetzt irgendwo besucht, aber mit uns Kindern nicht darüber reden will. Dabei habe ich doch gesehen, wie die schwarzen Stiefel und Mäntel ihn mitgenommen haben. Die Stiefel kannte ich schon, die hatte er auch an, wenn er von der Arbeit nach Hause kam. Wenn ich meine Mutter frage: »Wann kommt er denn wieder?«, sagt sie immer: »Er hat noch zu tun, er kann noch nicht kommen.« Jetzt hätte er in dem Zimmer auch gar keinen Platz mehr. Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich ihn vergesse, er wird immer leiser in mir.

Ich verstehe die Erwachsenen nicht. Wenn man sie was fragt, schieben sie einen weg und sagen: »Wir haben andere Sorgen.« Auch Tante Dora ist nicht so lustig wie sonst und spielt nicht mit uns. Dabei hat sie doch Zeit genug. Manchmal bleibe ich extra auf der langen Chaussee hinter den Erwachsenen zurück. Aber sie drehen

sich nicht um und rufen: »Lily, wo bleibst du?«
So als ob sie einen gar nicht vermissen.

Ich brauche sie nicht mehr, ich komme jetzt in die Schule. Der Weg dorthin ist weit, eine Stunde lang laufen die Kornfelder, so weit man schauen kann, auf beiden Seiten mit. Im Dorf führen die Bäume am Wegrand die Straße direkt in die Schule hinein, wo in der ersten Klasse schon viele Kinder sind, die ich noch nie gesehen habe. Sie sprechen die Wörter genau so wie der Bauer aus.

Ein Mädchen mit langen, hellen Zöpfen sitzt neben mir, sie hat eine Schürze über dem Kleid und lächelt mich an. So eine Freundin hätte ich gern, die sich freut, wenn sie mich sieht. »Elsbeth!« ruft sie, als die Lehrerin fragt, wie wir heißen und unsere Namen in ein großes Buch eintragen will. Elsbeth ist noch nicht dran und soll nicht so vorlaut sein, aber sie ist es wohl gewöhnt, einfach zu rufen. Der Name gefällt mir mit einem Mal viel besser als mein eigener, er klingt so ähnlich wie der meiner Mutter. Großmutter, Großvater, Tante Dora und mein Vater sagen »Betty« zu ihr.

Als ich an die Reihe komme, sage ich: »Ich heiße auch Elsbeth.« Und bin selbst ganz überrascht, dass der Name aus meinem Mund heraus gekommen ist. Aber dann sind wir ganz begeis-

tert, dass wir nebeneinander sitzen und denselben Namen haben. Auf dem Nachhauseweg lassen wir niemanden sonst an uns heran. »Elsbeths gehen mit Elsbeths«, sagen wir. Sie hat denselben Weg wie ich, aber kommt schon etwas eher auf ihrem eigenen Bauernhof an, wo sie nicht unterm Dach wohnt. Ihre Schneidezähne wachsen nur langsam nach. Die ersten sind über alle Berge, sagt sie. Meine sind nicht über alle Berge, sondern liegen in einem Kästchen. Als sie gewackelt haben, hat Großvater einen Bindfaden um sie herum gewickelt, das andere Ende an der Türklinke festgebunden und gesagt: »Mach die Augen zu und stehe ganz still.« Dann hat er die Tür zugeschlagen und raus waren sie. Aber jetzt habe ich neue Schneidezähne und einer steht ein bisschen schief. Großmutter findet, das sieht lustig aus. Aber ich weiß nicht.

Wir beiden Elsbeths sitzen nebeneinander und lernen schreiben. Es ist komisch, dass ›Tasse‹ und ›Puppe‹ und ›Teddy‹ genauso viel Buchstaben haben, obwohl meine Puppe mit den echten Haaren und mein weißer Teddy doch viel größer sind als so eine kleine Tasse, in die gar nicht viel Milch hineingeht. Aber eigentlich sind wir erst beim Buchstaben ›E‹ und darum schaue ich immer aus dem Fenster.

Tante Dora hat gemerkt, dass ich so tue, als ob die Erwachsenen für mich Luft sind und

schreibt jetzt jeden Tag mit mir. Als sie mir das längste Wort beibringt, das ich bisher geschrieben habe, nämlich ›Straßenbahn‹, kommt es mir vor, als sei ich wieder in Berlin und schon ganz groß.

Die andere Elsbeth kommt mich nie besuchen und das will ich auch nicht, denn dann würde sie ›Elsbeth‹ zu mir sagen und es würde rauskommen, dass ich gar nicht Elsbeth heiße. Ich gehe zu ihr, zeige ihr die anderen Buchstaben, die nach dem ›E‹ kommen und versuche so zu reden wie sie. Aber noch lieber hüpfen wir mit dem Seil oder gehen im Garten Äpfel und Birnen essen.

Weil ich so gern zu ihr gehe, soll ich eine ganze Woche bei ihr bleiben, als meine Mutter verreisen muss und Großmutter mit Sonja und Bärbel genug zu tun hat. Ich habe auf der Fahrkarte, die auf dem Tisch lag, das Wort ›Dresden‹ gelesen. Sie denken, ich kann das noch nicht lesen, aber da irren sie sich. Doch was nutzt es, das Wort zu lesen und nicht zu wissen, wo das ist. Ich kann mir schon denken, zu wem sie da fährt, sage es aber nicht.

Bei Elsbeth ist es schön, wir erzählen uns abends im Bett viele Geschichten. Aber dann verdirbt Elsbeths Mutter alles, als sie mir Speck aufs Schulbrot legt. Ich muss spucken, als ich

hinein beiße, so eklig schmeckt das Fett. Ich bringe das Brot zurück und lege es auf den Tisch, aber Elsbeths Vater sagt, dass es guter Speck sei und dass ich das Brot am nächsten Tag noch einmal mitnehmen müsse. Ich könnte es ja wegwerfen, aber ich bringe es wieder zurück und lege es auf den Tisch. Elsbeths Vater sagt: »Du bekommst erst ein anderes, wenn du dieses aufgegessen hast.« Aber ich esse es nicht und nach einer Woche liegt das Brot immer noch auf dem Tisch und ist ganz hart. Ich weiß jetzt, dass Elsbeths Vater mich nicht leiden kann, so wie auch unser Bauer uns alle nicht leiden kann. Aber Elsbeth hat mich gern und steckt Birnen in meinen Schulranzen.

Und dann kommt der Tag, an dem Sonja in der Pause auf die Seite des Schulhofes kommt, wo wir aus der ersten Klasse immer spielen.

»Ruft mich ›Lily‹«, sage ich zu den anderen Kindern, »nur so zum Spaß.«

Aber sie verstehen nicht, was das für ein Spiel sein soll und denken: Die Elsbeth spinnt wohl.

Als Sonja ›Lily‹ zu mir sagt, bekommen sie große Augen, in die ich fast hineinfalle. Und kein Zauberspruch hilft, damit der Boden sich öffnet und ich darin verschwinden kann, als die Lehrerin das große Buch aufschlägt, ›Elsbeth‹ durchstreicht, ›Lily‹ hinschreibt und mich dann

mit Augen ansieht, in denen steht: »Was soll aus dir nur werden, wenn du schon die erste Klasse mit einer Lüge beginnst?« Ich weiß auch nicht, was aus mir werden soll, und Großmutter, Mutter und Tante Dora wissen es auch nicht, aber sie wissen ja auch nicht, was aus uns allen werden soll, in dem kleinen Zimmer, dem Geraschel der Mäuse in der Nacht und dem Klo auf dem Hof.

Meine Mutter streicht mir über das Haar und sagt: »Lily« ist ein schöner Name, du kannst ihn ruhig zurücknehmen.« Teddy und Tante Dora finden das auch und da ist es mir mit einem Mal nicht mehr so schwer, dass die Lehrerin mich durchgestrichen hat. Elsbeth findet es so seltsam, dass sie nicht mehr ›Elsbeth‹ zu mir sagen soll, dass sie gar nicht damit aufhören kann, ›Elsbeth‹ zu sagen. Dann hält sie erschrocken die Hand vor den Mund, aber der Mund will immer etwas anderes als die Hand. Und weil sie sich dadurch verheddert, erfindet sie mit einem Mal einen neuen Namen und sagt zu mir ›Lilibeth‹ und wir fallen vor Lachen auf den Rücken. Das ist jetzt unser Geheimname, den wir nur sagen, wenn wir unter uns sind. Wenn ich ihn schreibe, ist er genau so lang wie ›Straßenbahn‹.

STIEFMÜTTERCHEN

Es ist ein stiller Ort. Kein Spielort. Hier gehen alle langsam und leise, sonst hören es die Toten und werden aufgeweckt. Die Gräber sind Beete voller Blumen und ziehen den Hang bis zum Wald hinauf. Nirgendwo gibt es so viele Stiefmütterchen wie hier. Wie eine blaue Wiese.

Von hier oben kann man auf das Dorf sehen. Die staubige Straße, die Kirche mit spitzen Turm, meine Schule. Da unten ist auch Frau Blanka. Sie hat uns aufgenommen. Mutter sagt, sie ist eine Seele von Mensch.

»Hier ist das Zimmer für euch, die gute Stube mit dem Kachelofen.«

Sie hat eine Seele, aber keine Kinder. Doch jetzt hat sie ja uns. Mit uns spricht sie deutsch, mit den Nachbarn polnisch.

»In diesem Dorf hat dein Urgroßvater gelebt«, sagt meine Großmutter, »darum dürfen wir hier jetzt sein.«

Als es im Winter in Ostpreußen immer kälter in dem Zimmer auf dem Dachboden wurde, hat Großmutter gesagt: »Jetzt reicht's!« und da ist ihr das Dorf Usch im Warthegau eingefallen,

wo mein Urgroßvater gewohnt und als Baumeister die Kirche gebaut hatte. Und dort sind wir jetzt.

In der Stadt fallen immer noch die Bomben. Nachts höre ich meine Mutter manchmal weinen. Am Tag schlägt sie Sonjas und meinen Kopf zusammen, wenn wir uns streiten.

»Ich kann es nicht ertragen, wenn ihr euch zankt«, sagt sie.

Aber so sind wir eben. Wir sind auch gemein zu unserer kleinen Schwester.

»Zieh die Hose runter«, sagen wir zu ihr, wenn wir mit den anderen Kindern auf der Straße spielen. Sie hebt dann ihr Kleid hoch und lässt die Schlüpfel auf die Füße fallen. Mitten auf der Straße und wir lachen. Sie ist erst vier und will überall dabei sein. Aber auf den Friedhof nehme ich sie nicht mit. Dort bin ich allein und sehe mir die blauen Stiefmütterchen an. Es sind viele. So viele brauchen die Toten nicht. Sie merken es nicht, wenn ein paar fehlen. Wenn sie von unten aus dem Grab heraufschauen, ist es zu dunkel, wenn sie von oben vom Himmel heruntersehen, ist es zu weit. Stiefmütterchen sind viel schöner als die richtigen Toten.

Die Frau von gegenüber ist vom Blitz getroffen worden und liegt nun auf einem Bett mit Kerzen drum herum. Sie ist so still, dass es einen gruselt.

Meine Mutter freut sich, wenn sie die Stiefmütterchen in die Vase stellt. Sie fragt nicht, woher. In der Schule lernen wir, dass ›Krieg‹ fünf Buchstaben hat und ›Brombeerblätter‹ fünfzehn. Wir sammeln sie für die Soldaten, damit sie Tee bekommen. Für meinen Vater kann ich nichts sammeln, aber ich darf eine Karte schreiben, auf der steht: »Mir geht es gut, wie geht es Dir?« Ohne Linienblatt rutschen die Buchstaben immer nach rechts runter und ich muss aufpassen, dass sie nicht auf den Boden fallen. Wenn meine Großmutter uns besucht und meine Mutter dann weg fährt, nimmt sie sie mit. Ich habe auch eine Karte an Elsbeth geschrieben, auf der steht: »In meiner neuen Klasse gibt es keine Elsbeth.«

Großmutter und Tante Dora wohnen nicht mehr mit uns zusammen, seit wir aus dem Dorf mit den Mäusen und Elsbeths Vater weggezogen und hierher zu Frau Blanka gekommen sind. Tante Dora ist jetzt ich-weiß-nicht-wo und muss weiter lernen, wie man Lehrerin wird. Und Großmutter ist zu Großvater und den Bomben zurückgekehrt. Vielleicht ist es ihr bei uns zu eng, weil nur zwei Betten in dem Zimmer stehen, in denen ich mit Sonja in dem einen schlafe und Mutter und Bärbel in dem anderen. In Berlin gibt es viel mehr Betten und vielleicht möch-

te sie nach dem kleinen Zimmer mit den Mäusen mal wieder in ihrem eigenen Bett schlafen. Ich freue mich immer, wenn meine Großmutter uns besuchen kommt. Dann schauen Sonja, Bärbel und ich in ihrer Tasche nach, weil wir wissen, dass sie uns etwas mitbringt. Sie schläft dann solange mit Bärbel in einem Bett, bis meine Mutter von ihrer Reise zurückkommt.

Wenn sie dann wieder da ist und uns anschaut, sehen ihre blauen Augen aus wie die Stiefmütterchen auf dem Friedhof.

WEIHNACHTSPLÄTZCHEN

An den Fenstern wachsen die Eisblumen jetzt schon zum zweiten Mal, seit ich in die Schule gehe. Der Schnee knirscht unter unseren Füßen, wenn wir morgens zur Schule laufen. Es ist kalt beim Fahnenappell auf dem Schulhof, aber wir dürfen nicht in die Hände hauchen, wir müssen den rechten Arm anheben und ausstrecken. Am Nachmittag rodeln wir die Hänge hinunter, da wird uns warm. Oder wir befestigen die Schlittschuhe an unseren Halbschuhen und lachen, wenn wir auf dem fest gefrorenen Teich immerfort umknicken.

Mutter sagt: »Seid nicht so wild!« und zeigt auf eine lange Narbe an meinem Schienbein. Aber es liegt ja nicht überall unter dem Schnee Stacheldraht, in den man hineinrodeln kann. Meine Mutter ist froh, wenn wir zuhause sind, draußen gibt es so viele Wiesen, die gar nicht aufhören und einen plötzlich verschlucken können. In dem Zimmer, in dem wir zu viert wohnen, ist alles überschaubar. Aber nicht alles kann man sehen. Man kann nicht sehen, dass wir Kinder ein Auge auf die Truhe im Flur ge-

worfen haben, in der unsere Mutter die Weihnachtskekse versteckt hat. Wenn man zur Tür hinausgeht, kommt man an ihr vorbei, sie ist nicht verschlossen, der Deckel geht ganz leicht auf, man muss nur leise mit der Hand hineingleiten, einen Keks ertasten, während die Augen nach rechts und links Schmiere stehen, und dann den Deckel vorsichtig und lautlos wieder schließen. Ich weiß nicht, dass Sonja und Bärbel dasselbe tun wie ich. Ich erfahre es aber ein paar Tage vor Weihnachten, als wir mit hängenden Köpfen vor unserer wütenden Mutter stehen und unser Leugnen ihren Zorn nur immer größer werden lässt. Wenn meine Schwestern nicht den Deckel von der Truhe angehoben und immer wieder ein Plätzchen herausgefischt hätten, dann hätte sie es gar nicht gemerkt, dass was fehlt. Aber so sind wir jetzt alle dran. Wir haben das Weihnachtsfest verdorben, es gibt nun keine Kekse mehr. Aber es ändert ja nichts, wir hätten sie sowieso gegessen.

Unsere Mutter ist so mitgenommen von unserem Verbrechen, dass sie vergisst, uns zu ohrfeigen. Drei Kinder zu schlagen ist schwieriger als eines. Bei wem soll man anfangen, bei wem aufhören? Jetzt bin ich doch froh, dass ich zwei Schwestern habe. Ich wäre auf jeden Fall nicht die erste, wenn es nach der Reihe geht. Ich bin immer die zweite, von welcher Seite sie auch

anfangen würde, bei der Älteren oder der Jüngeren, bei mir würde sie schon ein bisschen schwächer sein und der Mut sie ein wenig verlassen haben. Ich weiß, sie hält das sowieso nicht durch, es fühlt sich für sie so an, als schlänge sie sich selbst. Frau Blanka tröstet sie, backt einen Kuchen und rettet Weihnachten.

Meine Mutter hat uns ein Märchen geschrieben, das handelt von einem bösen Zauberer, der einen lieben Vater in ein großes Haus gesperrt hat und gefangen hält. Aber seine drei Kinder befreien ihn, ihre Liebe lässt die Mauern einstürzen und sie führen ihn nach Hause zu ihrer Mutter zurück. Ich habe das Gefühl, dass wir gemeint sind, denn wir bekommen zu Weihnachten ein Päckchen von unserem Vater, in dem aus Brot geformte kleine bestickte Pantoffeln liegen, die wir als Broschen an unsere Jacken heften können. Ich finde sie ganz süß.

Manchmal lege ich jetzt meinen Teddy hinter die Tür, denke ganz fest an ihn und warte, dass die Tür sich öffnet. Damit kann man ja schon mal anfangen. Ich übe das heimlich, denn Sonja würde mir einen Vogel zeigen und Bärbel kann es sowieso noch nicht begreifen. Ich bin ja nicht blöd, ich weiß auch, dass Märchen Märchen sind. Als es nach dem zehnten Mal nicht klappt, dass die Tür sich öffnet und mein Vater hereinkommt, werde ich dann aber doch wü-

tend und schneide dem Teddy die Ohren ab. Seitdem sieht er ganz merkwürdig aus und ich bin schuld und traurig. Aber ich habe ihn jetzt noch lieber. Er kann ja nichts dafür, dass die Türen nicht aufgehen und die Wände nicht zusammenfallen.

KÖNIGSKUCHEN

In der Schule lernen wir Zahlen und Frau Blanka sagt, dass man sich manche Dinge an den zehn Fingern ausrechnen kann. Zum Beispiel, dass der Krieg jünger ist als ich, nämlich fünf Jahre und vier Monate, und dass er auch nicht viel älter werden wird. Aber Frau Ohlmann, mit der sich meine Mutter ein bisschen angefreundet hat, weil sie wie wir aus der Stadt evakuiert worden ist, hat eine ganz andere Meinung. Die Leute schauen hinter ihr her und tuscheln, wenn sie mit Handschuhen und Hut durchs Dorf spaziert, als sei sie eine Königin und als müsste man ihr die Hand küssen, weil sie ›arisch‹ ist. Das ist ein Wort, das ich neu gelernt habe, genau wie ›evakuieren‹. Frau Ohlmann ist mit ihren beiden Jungs, die ich meistens nicht leiden kann, aus dem Ruhrgebiet gekommen und hat meiner Mutter erzählt, dass dort die Wäsche schwarz vom Kohlenruß wird. Von den Leuten hier sagt sie: »Das sind doch alles nur Polacken.« Wenn meine Mutter fragt: »Sie sind also sicher, dass die deutschen Truppen siegen werden?« und das so sagt, als wolle sie selbst

gleich mit ›Nein‹ antworten, dann nickt sie. Wir treffen sie und Jörg und Heinz, mit denen wir auf der Straße spielen, jeden Tag in dem Gasthaus, wo wir Mittagessen auf Marken bekommen.

Bald werde ich etwas viel Feineres essen, ich bin nämlich auf einen Stuhl gestiegen, weil ich wissen wollte, wie es sich anfühlt, wenn ich größer bin. Und weil ich nun schon mal auf dem Stuhl stand, habe ich gedacht, dann kann ich doch auch auf den Schrank schauen, wo meine Mutter immer alles versteckt, was wir nicht sehen sollen. Und da habe ich ihn gesehen, meinen Lieblingkuchen, und gewusst, dass sie meinen Geburtstag nicht vergessen hat. Dann werde ich endlich acht Jahre alt sein.

Es ist kalt draußen, es ist Januar. Wenn wir zur Tür hereinkommen, dreht meine Mutter das Radio ab. Aber morgen wird sie nicht immerzu Radio hören, sondern die Kastenform vom Schrank holen und sagen: »Der Königskuchen ist für dich.« Ich werde dann so tun, als sähe ich ihn zum ersten Mal und überlegen, wie viel ich Sonja und Bärbel, Frau Blanka und ihr abgeben werde. Sagen wir mal: die Hälfte. Ich werde ausprobieren, ob mein Frühstücksbrot in das kleine Täschchen mit dem langen Band zum Umhängen, das ich auch auf dem Schrank gese-

hen habe, passt. Aber noch ist es weit bis morgen.

Vorher muss ich noch einen langen Tag warten, an dem viel passieren kann. Und beim Mittagessen passiert dann mit einem Mal auch ganz viel. Der Bürgermeister kommt herein und ruft, wir sollten sofort den Ort verlassen, die Russen seien bald hier und deshalb müsse die Brücke über dem Fluss, die zum Bahnhof führt, gesprengt werden.

»Beeilt euch«, ruft er, »heute Abend fährt der letzte Zug nach Berlin.«

Wir lassen die schöne Suppe mit den Nudeln drin, die ich so gern esse, stehen und laufen den Weg so schnell zurück, dass Bärbel kaum mitkommt. Unterwegs treffen wir Frau Ohlmann.

»Ihr müsst noch heute nach Berlin fahren, die Brücke wird gesprengt«, sagt meine Mutter hastig.

»Ich bleibe«, sagt Frau Ohlmann und zieht die Augenbrauen hoch, »ich glaube an unseren Sieg.«

Da lässt meine Mutter sie mit ihrem Hut und ihren Handschuhen einfach stehen.

»Packt eure Sachen in den Schulranzen!«, ruft sie.

Bärbel steht im Zimmer und weint.

»Sei still!«

Meine Mutter hat jetzt keine Zeit, sie muss die Koffer packen. Frau Blanka kommt herein und tröstet Bärbel. Sonja und ich machen uns an die Arbeit. Zuerst kommt mein Teddy in den Ranzen, dann die Puppe mit den echten Haaren, die Buntstifte, das Seil und der Kreisel, der Kasten mit Halma und Mensch-ärgere-dich-nicht.

»Was tust du da?«

Meine Mutter reißt mir den Ranzen aus der Hand und schüttet alles auf den Boden. Dann stopft sie Wäsche und Kleider hinein, die dort gar nicht hingehören. Ich protestiere und schreie, aber meine Puppe und mein Teddy dürfen nicht in den Ranzen zurück. Mutter ist in einem richtigen Kleiderrausch und zieht uns so viele Blusen, Röcke und Pullover übereinander, dass unsere Arme abstehen und wir kaum noch in den Mantel hineinkommen. Aber ihre eigene schöne Seidenbluse mit dem kleinen Stehkragen, in der sie aussieht wie eine Königin, lässt sie auf der Erde liegen. Sie umarmt Frau Blanka, sagt: »Vielen Dank für alles!« und zerrt uns auf die Straße hinaus. Aber wir haben ja den Königskuchen auf dem Schrank vergessen, wir müssen unbedingt noch mal zurück.

»Nein«, sagt meine Mutter, »das geht nicht, sonst verpassen wir den letzten Zug.«

Während sie mich mit sich zieht, schaue ich zurück und sehe Frau Blanka mit einem Ta-

schentuch vor den Augen. Dort hinten, wo sie immer kleiner wird, liegen mein verlassener großer weißer Teddybär ohne Ohren und meine Puppe mit den echten Haaren, dort warten Königskuchen und Täschchen auf meinen Geburtstag. Jetzt habe ich meinen Geburtstag mitgenommen und sie haben nun niemanden mehr, dem sie gehören.

B I O G R A P H I S C H E S



Dietlind Köhncke

Dietlind Köhncke wurde 1937 in Aachen geboren und ist in Ost-Berlin aufgewachsen. Nach ihrer Flucht in den Westen studierte sie Literaturwissenschaft, Philosophie und Soziologie in Frankfurt am Main, Marburg und Gießen und unterrichtete anschließend Deutsch und Politik an beruflichen Schulen und am Hessenkolleg Wetzlar. Neben der eigenen Lehrtätigkeit ließ sie sich zur Gruppenanalytikerin und Supervisorin ausbilden und arbeitet heute in eigener Praxis sowie als Gruppenlehranalytikerin und Dozentin am Institut für Gruppenanalyse Heidelberg e.V. Sie hat zwei Romane, ein Kinderbuch, Erzählungen und Gedichte geschrieben und veröffentlichte eine Reihe wissenschaftlicher Essays zum Thema ›Spiel und Kreativität.



Lenastraße 97
60318 Frankfurt am Main
Tel.: +49 (0)69 48 00 29 92
Mobil: +49 (0)171 28 67 549
www.groessenwahn-verlag.de